

Florian Greiner

»Richtig sterben«

Populäres Wissen zum Thema »Tod« seit den 1970er-Jahren

I. STERBEN UND TRAUERN ALS GEGENSTAND POPULÄREN WISSENS IN DER ZEITGESCHICHTE

»Pietät und Profit« – unter diesem Titel widmete sich die Verbraucherzeitschrift der Stiftung Warentest Ende 1981 dem Thema »Tod«. Eingebettet zwischen Tipps zur Reisereklamation sowie einem Test von Autobatterien, informierte das Ratgebermagazin über Preisunterschiede von Bestattungsunternehmen und bei kommunalen Grabnutzungsgebühren und wies die Leser auf substantielle Differenzen im Stadt-Land-Vergleich hinsichtlich der Kosten für Holzsärge und Beerdigungen hin, wobei auch vermeintliche Banalitäten wie die Durchschnittspreise von Totenhemden (50 DM), Organisten (35 DM) oder Streichinstrumenten (130 DM) nicht unerwähnt blieben. Weiterhin bot der »Dienstleistungstest« Warnungen vor »Schwarzen Schafen« in der Bestattungsbranche und deren »unlautere[n] Werbemethoden« sowie eine praktische »Merkliste für den Todesfall«, die alle zu erledigende Formalitäten auflistete.¹

Wenn sich sogar die Avantgarde des deutschen Ratgeberjournalismus Anfang der 1980er-Jahre mit Fragen des Sterbens befasste, so war dies kein Zufall, sondern Resultat einer Entwicklung, die in der Bundesrepublik Deutschland knapp eine Dekade zuvor begonnen hatte: die Popularisierung von Wissen über den Tod in seinen unterschiedlichen Facetten. Sterben, Trauern und Aspekte der Sepulkralkultur gerieten gleichermaßen in den Fokus einer neuen Gruppe von öffentlichen »Experten des Todes«, deren Erkenntnisse sich einer großen Nachfrage erfreuten. Eine ganze Fülle an Publikationen überschwemmte den westdeutschen Buchmarkt, deren erklärtes Ziel die Begleitung, häufiger aber die dezidierte Anleitung von Sterbenden und Trauernden war.

Dieser Aufsatz fragt nach Formen und Inhalten, Autoren und Adressaten populären Wissens über den Tod in der Bundesrepublik und möchte einige Erklärungsangebote für dessen Verbreitung im Zeitraum von den frühen 1970er-Jahren bis in die 1990er-Jahre bereitstellen. In diesem Zusammenhang fällt der Blick auf den Tod als Gegenstand einer spezifischen Wissensproduktion und -diffusion, die an der Schnittstelle zwischen wissenschaftlicher Expertise und populärem Ratgeberwissen stand. Analog zu neueren Ansätzen der Wissensgeschichte wird argumentiert, dass zirkulierendes Wissen einerseits als ein konstitutives Merkmal der modernen Gesellschaft zu sehen ist.² Andererseits ist Wissen in seinen unterschiedlichen Facetten – wissenschaftlich, alltäglich, technisch – das Produkt zeitgebundener sozialer Praktiken, die historisierbar sind.³ Dem Tod als ultimativer Bedrohung menschlicher Existenz fällt hierbei ein besonderes Gewicht zu: Öffentliches »Todeswissen«

1 Pietät und Profit, in: test 16, 1981, Nr. 10, S. 19–23, Zitate: S. 19f. Für wertvolle Hinweise zu diesem Aufsatz danke ich der Redaktion des Archivs für Sozialgeschichte, den Teilnehmern des Berliner Autorenworkshops sowie Michael Otto.

2 Vgl. Daniel Speich Chassé/David Gugerli, Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung, in: *traverse* 19, 2012, H. 1, S. 85–100, und Philipp Sarasin, Was ist Wissensgeschichte?, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36, 2011, S. 159–172.

3 Vgl. Christiane Reinecke, Wissensgesellschaft und Informationsgesellschaft, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.2.2010, URL: <<http://docupedia.de/zg/Wissensgesellschaft?oldid=97454>> [10.8.2016].

lässt mithin Rückschlüsse auf Wandlungsprozesse und sich verschiebende gesellschaftliche Wertvorstellungen in einer – zumindest für die 1980er-Jahre – oftmals als statisch und langweilig empfundenen Zeitspanne der bundesrepublikanischen Geschichte zu.⁴ Insofern erlaubt die Frage nach den Akteuren, die für dessen Entstehung verantwortlich zeichneten, und ihren Interessen inklusive der dahinter stehenden Normen und Ideale sowie nach der Art der Wissensvermittlung und den Verbreitungsmechanismen einen spezifischen Blick auf die westdeutsche Zeitgeschichte im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts.

Dass der Tod in jenen Jahren zum Gegenstand populären Wissens wurde, erscheint zunächst aus zwei Gründen erklärungsbedürftig. Zum einen angesichts der offenkundigen Sensibilität der Thematik, die dieses zu einem eher schwierigen Sujet für eine schriftliche Beratungssituation macht, zum anderen da sich das Sterben – dies beklagten zumindest viele Beobachter – in der Moderne zu einem gesellschaftlichen Tabu entwickelt hatte. Sei der Tod in früheren Zeiten stets im menschlichen Alltag präsent gewesen, werde er heute aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt.⁵ Ein »Todestabu«, so verkündete etwa der englische Anthropologe Geoffrey Gorer bereits 1955, habe das Sexualtabu des 19. Jahrhunderts ersetzt.⁶ In den folgenden Dekaden wurde die Tabuisierungsthese, nach der in der leistungs- und jugendorientierten Konsumgesellschaft kein Platz für das Sterben sei, in Wissenschaft und Öffentlichkeit breit aufgegriffen.⁷ In diesem Beitrag wird die These vertreten, dass die Popularisierung entsprechenden Wissens im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts als Ausdruck einer forcierten öffentlichen »Enttabuisierung« des Todes zu sehen ist und auf veränderte gesellschaftliche Einstellungen zu Sterben und Trauern hindeutet, die im Zusammenhang stehen mit neuen Formen der Solidarisierung, Ökonomisierung und Medialisierung.

Als Quellen dienen dabei im Folgenden primär publizierte Ratgeber zu allen Fragen des Todes. Unter »Ratgeberliteratur« wird ein spezifisches Medienformat verstanden, das dem Leser Expertise, Hilfestellung und konkrete Lösungen für alltägliche Probleme anbietet. Weitere Definitionsmerkmale sind gemeinhin, dass Ratgeberwissen stets für ein Massenpublikum relevant sein muss und den Rezipienten als einen Laien adressiert, der jedoch selbst in der Lage ist, das Problem unter sachkundiger Anleitung zu lösen. Vorschläge zur Problemlösung werden in Ratgebern, die klare Verhaltensanweisungen offerieren und dabei auch vor starken Wertungen nicht zurückschrecken, folglich explizit als solche gekennzeichnet. Ratgeber versprechen damit unter dem Mantel des Fach- oder Erfahrungswissens Antworten für jede erdenkliche Situation des alltäglichen Lebens, insbesondere Auswege aus Lebenskrisen.⁸

In den letzten drei bis vier Dekaden kam es zu einem wahren Boom auf dem Ratgebermarkt, dessen Hintergrund in einem ausgeprägten gesellschaftlichen Krisen- und Problem-

4 Vgl. hierzu kritisch Axel Schildt, Das letzte Jahrzehnt der Bonner Republik. Überlegungen zur Erforschung der 1980er Jahre, in: AfS 52, 2012, S. 21–46. Zu diesem Problemaufriss vgl. auch Henning Tümmers, Aidspolitik. Bonn und der Umgang mit einer neuen Bedrohung, in: AfS 52, 2012, S. 231–252, insb. S. 231f.

5 Vgl. diesbezüglich vor allem Philippe Ariès, Geschichte des Todes, München 1980 (zuerst frz. 1977), S. 722–733.

6 Geoffrey Gorer, The Pornography of Death, in: Encounter 3, 1955, H. 10, S. 49–52.

7 So etwa: Norbert Elias, Über die Einsamkeit der Sterbenden, Frankfurt am Main 1982, insb. S. 8, 18 und 38; Joachim-Ernst Meyer, Todesangst und das Todesbewußtsein der Gegenwart, Berlin 1979; Jean Ziegler, Die Lebenden und der Tod, Darmstadt 1977.

8 Vgl. Walter Hömberg/Christoph Neuberger, Experten des Alltags. Ratgeberjournalismus und Rechercheanzeigen, Eichstätt 1995, zur Definition insb. S. 9–14; David Oels/Michael Schikowski (Hrsg.), Ratgeber, Hannover 2012, und Ursula März, Ratgeberliteratur. Wenn nichts mehr geht ... kommt sicher irgendwo ein Ratgeber her, in: Die ZEIT, 24.3.2010, URL: <<http://www.zeit.de/2010/12/Krisenboom>> [10.8.2016]. Zu den kommunikationstheoretischen Grundsätzen des Ratgebens vgl. die einschlägigen Beiträge in Michael Niehaus/Wim Peeters (Hrsg.), Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns, Bielefeld 2014.

bewusstsein zu suchen ist. Ratgeber können als Ausdruck von Komplexitätsreduktion interpretiert werden. Sie befriedigen die steigenden Orientierungsbedürfnisse der Menschen in einer als besonders rasant empfundenen Zeit technischen und wissenschaftlichen Fortschritts sowie sozialen und gesellschaftlichen Wandels.⁹ Die Kommunikationswissenschaftler Walter Hömberg und Christoph Neuberger verweisen in diesem Zusammenhang auf die Pluralisierung der Gesellschaft und die Individualisierung der Lebensführung im Zuge derer die traditionellen Deutungsinstanzen in Politik, Kirche und Kultur sowie Momente der interpersonalen Kommunikation an Bedeutung einbüßten, was die Verunsicherung des Einzelnen steigere und Orientierungskrisen verursache.¹⁰

Die Auswertung beschränkt sich im Folgenden auf deutschsprachige Veröffentlichungen zu den Themen »Tod und Sterben«. Freilich sind nicht alle der einschlägigen Publikationen ausdrücklich als »Ratgeber« betitelt oder deklariert. Zentrales Kriterium für die Inklusion von Handbüchern, Broschüren und sonstigen Schriften in den Quellenbestand ist demnach, ob in diesen implizit oder explizit der Anspruch eines Wissenstransfers auf die Leser zur konkreten Handlungsanleitung geltend gemacht wird – und somit letztlich ein typisches Merkmal von Expertenwissen, namentlich das asymmetrische Verhältnis von professionellem Sachverständigen und laienhaftem Rezipienten, bedient wird.¹¹ Diese spezifische Quellengattung ist in der Forschung zur Sozial- und Kulturgeschichte des Todes bislang fast völlig unberücksichtigt geblieben. So existiert lediglich eine soziologische Dissertation von Susanne Brügggen, die allerdings fast ausschließlich aktuelle sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen fokussiert¹², sowie ein Aufsatz des Germanisten Christian Schütte, in dem textlinguistisch die kommunikativen Strategien einer kleinen Zahl an Trauerratgebern untersucht werden.¹³

Englischsprachige Autoren werden im Folgenden nur berücksichtigt, wenn ihre Bücher in deutscher Übersetzung erschienen sind.¹⁴ Dennoch sollte nicht übersehen werden, dass

- 9 Vgl. hierzu Hömberg/Neuberger, *Experten des Alltags*, S. 5–7; die einschlägigen Beiträge in Sabine Maasen/Jens Elberfeld/Pascal Eitler u. a. (Hrsg.), *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebzigern*, Bielefeld 2011, S. 59–96, sowie die wegweisenden Studien von Hermann Lübbe, *Fortschritt als Orientierungsproblem. Aufklärung in der Gegenwart*, Freiburg im Breisgau 1975, und ders. (Hrsg.), *Der Mensch als Orientierungsweise? Ein interdisziplinärer Erkundungsgang*. Freiburg im Breisgau/München 1982.
- 10 Hömberg/Neuberger, *Experten des Alltags*, S. 22–24 und 37f. Ausführlich zu den theoretischen Hintergründen von Beratung und Expertenwissen: Thomas Macho, *Was tun? Skizzen zur Wissensgeschichte der Beratung*, in: Thomas Brandstetter/Claus Pias/Sebastian Vehlken (Hrsg.), *Think Tanks. Die Beratung der Gesellschaft*, Zürich 2010, S. 59–85, und Susanne Brügggen, *Letzte Ratschläge. Der Tod als Problem für Soziologie, Ratgeberliteratur und Expertenwissen*, Wiesbaden 2005, S. 77–123.
- 11 Vgl. hierzu Brügggen, *Letzte Ratschläge* (2005), insb. S. 79.
- 12 Ebd. Vgl. auch die aus diesem Projekt hervorgegangenen Aufsätze: Armin Nassehi/Susanne Brügggen/Irmhild Saake, *Beratung zum Tode. Eine neue ars moriendi?*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 12, 2002, S. 63–85, und Susanne Brügggen, *Letzte Ratschläge. Die »Ars moriendi« in der zeitgenössischen Lebenshilfe-Literatur*, in: Klaus Arntz (Hrsg.), *Ars moriendi. Sterben als geistliche Aufgabe*, Regensburg 2008, S. 44–59.
- 13 Christian Schütte, *Kommunikative Strategien in Ratgeberbüchern zum Thema »Trauer«*, in: Michael Niehaus/Wim Peeters (Hrsg.), *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns*, Bielefeld 2014, S. 133–158.
- 14 Dies war freilich häufig der Fall, nur einige Beispiele: Robert Buckman, *Was wir für Sterbende tun können. Praktische Ratschläge für Angehörige und Freunde*, Zürich 1990 (engl. Original: *I Don't Know What to Say. How to Help and Support Someone Who Is Dying*, London 1988); Richard Lamerton, *Sterbenden Freund sein. Helfen in der letzten Lebensphase*, Freiburg im Breisgau 1991 (engl. Original: *Care of the Dying*, London 1979); Rodney Smith, *Die innere Kunst des Lebens und des Sterbens. Ein Ratgeber zum Umgang mit dem Tod*, München 1998 (engl. Original: *Lessons from the Dying*, Boston 1998).

die Zirkulation von Wissen über den Tod keine Grenzen kannte und der entsprechende Ratgebermarkt ein genuin transnationales Phänomen war. Tatsächlich dienten die in diesem Zusammenhang bahnbrechenden Arbeiten der amerikanisch-schweizerischen Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross auch in der Bundesrepublik in dreifacher Hinsicht als Katalysator für die Popularisierung von Wissen rund um das Sterben und Trauern. Erstens unterstrich ihr 1969 veröffentlichtes und zu einem internationalen Publikumserfolg avancierendes Hauptwerk »On Death and Dying«¹⁵ das Vorhandensein eines Markts für entsprechendes Wissen. Zwar hatten sich in den USA bereits in den Jahren zuvor einige andere Publikationen zu verschiedenen Facetten des Todes – namentlich vor allem Herman Feifels »The Meaning of Death«¹⁶, Jessica Mitfords »The American Way of Death«¹⁷ sowie der Roman »The Loved One« des britischen Schriftstellers Evelyn Waugh¹⁸ – zu Bestsellern entwickelt, jedoch wurde deren Rezeption von »On Death and Dying«, das sich mehrere Monate auf der Bestsellerliste der New York Times halten konnte und allein bis 1976 über eine Million Mal verkaufte, gerade auch international noch weit übertroffen.¹⁹ Zweitens hatte das Buch, das unter dem Titel »Interviews mit Sterbenden« auf Deutsch erschien, bereits selbst Ratgebercharakter, präsentierte Kübler-Ross ihr Modell der fünf Phasen des Sterbens doch auch als Möglichkeit, den Bedürfnissen von Sterbenden im modernen Medizinwesen gerecht zu werden. Schließlich zeigten die Forschungen der Psychologin drittens Möglichkeiten eines gleichfalls wissenschaftlich-objektiven wie öffentlichkeitswirksamen Zugangs zu heiklen Themen wie Sterben und Trauern auf, welcher Anknüpfungspunkte für andere »Experten des Todes« bot.

Was den Untersuchungszeitraum angeht, fokussiert der Beitrag mit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts eine Zeit, in der die öffentliche Auseinandersetzung mit Sterben und Trauern in den westlichen Gesellschaften, ungeachtet oder gerade aufgrund der Klagen über die Tabuisierung des Todes, eine unübersehbare Konjunktur entfaltete und die Zahl der Veröffentlichungen zu diesem Thema in die Höhe schnellte.²⁰ Der Popularisierung des Wissens über den Tod seit den 1970er-Jahren wird in vier Schritten nachgespürt. Zunächst liegt der Fokus auf den Autoren der »Todesratgeber« und deren Intentionen. Anschließend werden die Inhalte und Adressaten öffentlichen Wissens über den Tod vorgestellt. In den beiden folgenden Unterkapiteln wird systematisch dessen gesellschaftlichen und zeithistorischen Hintergründen nachgegangen: So wird drittens das Verhältnis von wissenschaftlicher Expertise und populärem Erfahrungswissen ausgelotet. Schließlich ist in einem letzten Schritt die Frage nach der Rolle von Religion und Kirche zu thematisieren.

II. ZUR GENESE POPULÄREN WISSENS ÜBER DEN TOD – DIE »EXPERTEN DES STERBENS« UND IHRE ZIELE

Es waren sehr unterschiedliche Akteure, die auf dem Markt für öffentliches Wissen zu Sterben und Trauern aktiv waren, der nicht primär journalistisch geprägt war. Zwar be-

15 Elisabeth Kübler-Ross, *On Death and Dying*, New York 1969.

16 Herman Feifel (Hrsg.), *The Meaning of Death*, New York 1959.

17 Jessica Mitford, *The American Way of Death*, New York 1963.

18 Evelyn Waugh, *The Loved One. An Anglo-American Tragedy*, Boston 1948.

19 Vgl. bezüglich der Publikationserfolge und zu den Verkaufszahlen: Robert Fulton, *Death, Grief and Bereavement. A Bibliography*, Bd. 1: 1845–1975, New York 1977, hier: insb. Introduction; Vincent Mor/David S. Greer/Robert Kastenbaum, *The Hospice Experiment. An Alternative in Terminal Care*, in: *dies.* (Hrsg.), *The Hospice Experiment*, Baltimore 1988, S. 1–15, und Paper Back Talk, in: *The New York Times*, 29.8.1976, S. 223.

20 Vgl. Fulton, *Death, Grief and Bereavement*, und Michel Vovelle, *Rediscovery of Death Since 1960*, in: René C. Fox (Hrsg.), *The Social Meaning of Death*, Philadelphia 1980, S. 89–99.

fasste sich nicht nur, wie einleitend gezeigt, die auflagenstarke Zeitschrift »test« der Stiftung Warentest, sondern auch zahlreiche Leitmedien des westdeutschen Qualitätsjournalismus in diesem Zeitraum mit dem Tod.²¹ So erschien etwa bereits Ende 1973 in der Wochenzeitung »Die ZEIT« ein Artikel des Hamburger Pastors und Trauerredners Paul Schulz, in dem er die »Abschiebung« der Sterbenden in Zeiten hoch technisierter Medizin beklagte und die Leser dazu aufforderte, »bewußter zu sterben«, da der Tod als Abschluss des Lebens etwas »ganz Natürliches« sei.²² Ähnlich äußerte sich einige Jahre später ein Beitrag des Nachrichtenmagazins »Der SPIEGEL«, in dem die Intensivstation als eine »Vorhölle« bezeichnet wurde, in der sich eine »neue Weise von Sterben und Tod des Herrn Jedermann herausgebildet« habe.²³ Der »Stern« informierte schließlich 1985 im Rahmen eines umfangreichen Artikels mit dem Titel »Menschen, die vom Sterben leben« über den Arbeitsalltag einer Dormagener Bestatterfamilie.²⁴

Insgesamt waren die sich selbst als »Experten des Todes« gerierenden Autoren jedoch anderer und zugleich höchst unterschiedlicher Herkunft. Sie traten wahlweise als professionelle Sterbeforscher oder als biografisch motivierte Autodidakten auf, die ihre eigenen Erlebnisse verarbeitet, um diese anderen Betroffenen als Lernerfahrungen anzubieten. Letzteres gilt beispielsweise für die Literaturwissenschaftlerin Marlene Lohner, die in ihrem mehrfach aufgelegten Buch »Plötzlich allein. Frauen nach dem Tod des Partners« als Ergänzung zu der als defizitär empfundenen wissenschaftlichen Forschungsliteratur zum Partnerverlust alltagsnähere Interviews mit hiervon tatsächlich betroffenen Frauen heranzog. Im Vorwort erläuterte die Autorin, dass sie auf der Suche nach Beistand im Anschluss an den Tod ihres Ehemanns erfahren habe müssen, »daß es nur wenige gibt, die fähig oder willens sind, einen Trauernden durch alle Phasen des Schmerzes, der Hoffnungslosigkeit und, bestenfalls, der langsamen Regeneration zu begleiten«.²⁵ Auch andere Ratgeber wurden von Betroffenen verfasst, wobei die beschriebene Verlustsituation den Tod naher Verwandter fokussieren oder das eigene Leben zum Gegenstand haben konnte.²⁶ Letzteres gilt etwa für die Tagebuchaufzeichnungen und Briefe der krebserkrankten, in der DDR lebenden österreichischen Schriftstellerin Maxie Wander, die 1980 unter dem Titel »Leben wär' eine prima Alternative« posthum von ihrem Ehemann im Darmstädter Luchterhand Literaturverlag herausgegeben wurden. Wander beklagte darin unter anderem das Schweigen von Ärzten und Freunden über ihre schwere Krankheit und forderte einen offeneren Umgang damit.²⁷

Der größere Teil der Autoren populärer Ratgeber zu Sterben und Trauern hatte jedoch einen professionellen Hintergrund. Tatsächlich hatte nicht zuletzt die Wissenschaft seit den 1960er-Jahren international ein größeres Interesse am Thema »Tod« demonstriert. So

21 Vgl. zur Konjunktur des Themas »Tod« in der westdeutschen Qualitätspresse *Joachim Wittkowski*, Tod und Sterben. Ergebnisse der Thanatopsychologie, Heidelberg 1978, S. 13–15.

22 *Paul Schulz*, Der Tod ist etwas ganz Natürliches, in: Die ZEIT, 16.11.1973. Zu Schulz vgl. seine Homepage: URL: <<http://www.drpauschulz.eu/trauerreden-trauergesprache-lebensberatung>> [10.8.2016].

23 Die neue Weise vom Tod des Jedermann, in: Der SPIEGEL, 27.6.1977, S. 158–166, hier: S. 159.

24 *Evelyn Holst*, Menschen, die vom Sterben leben, in: Stern 1985, Nr. 48, S. 74–82.

25 *Marlene Lohner*, Plötzlich allein. Frauen nach dem Tod des Partners, Frankfurt am Main 1982, S. 9.

26 Exemplarisch: *Gertraud Lamla*, Muß ich auch wandern in finsterner Schlucht. Eine Mutter erlebt das Sterben ihres Kindes, Freiburg im Breisgau 1985; *Greg R. Lampmann*, Wie gerne hätte ich gesehen, was aus Dir wird. Briefe eines todkranken Vaters an seine kleine Tochter, München 1996; *Clive Staples Lewis*, Über die Trauer, Zürich 1995 (zuerst 1982); *Uta Schlegel-Holzmann*, Kein Abend mehr zu zweit. Familienstand: Witwe, Stuttgart 1992.

27 *Maxie Wander*, Leben wär' eine prima Alternative. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, hrsg. v. *Fred Wander*, Darmstadt 1980, vgl. etwa S. 10 und 44.

etablierte sich die Thanatologie als ein interdisziplinärer Arbeitsbereich, in dessen Umfeld sich Forscher aus unterschiedlichen natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie der Medizin, Soziologie, Anthropologie, Theologie, Philosophie, Psychologie und den Rechtswissenschaften bewegen.²⁸ Vielerorts wurden Lehrstühle für Thanatologie oder Palliativkunde gegründet.²⁹ Allein im englischsprachigen Raum erschienen zwischen 1964 und 1979 über 5.000 wissenschaftliche Publikationen zum Thema »Tod« – in den knapp 100 Jahren zuvor waren es insgesamt nur circa 500 gewesen.³⁰ Auffällig ist dabei die enorme Bandbreite der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Fragen des Sterbens. So befassten sich nicht nur die Naturwissenschaften, insbesondere Medizin und Psychologie, mit der Thematik, sondern zunehmend auch sozialwissenschaftliche Experten unterschiedlicher Couleur.³¹

Das grundsätzliche Ziel lag dabei in der öffentlichkeitswirksamen Aufbereitung wissenschaftlicher Thesen und Erkenntnisse. In diesem Zusammenhang diente die bereits erwähnte Elisabeth Kübler-Ross als ein (viel zitiertes) Vorbild, zumal ob ihrer ausgeprägten Publikationstätigkeit – auf »Interviews mit Sterbenden« folgten zahlreiche weitere Veröffentlichungen, in denen sich die Thanatologin nicht nur mit dem Sterbeprozess, sondern auch mit den Problemen der Hinterbliebenen und Fragen der Beerdigung auseinandersetzte. Bücher wie »Was können wir noch tun? Antworten auf Fragen nach Sterben und Tod«, in dem Kübler-Ross im Interviewstil Betroffenen aus der Expertenposition heraus Tipps zum richtigen Verhalten gab, hatten dabei deutlichen Ratgebercharakter und offerierten, wie es in einem Kommentar des Deutschen Ärzteblatts auf dem Buchrücken von »Reif werden zum Tode« hieß, eine »Nutzanwendung ihrer Forschungsarbeit über Todkranke«.³² Auch andere Autoren mit wissenschaftlichem Background versuchten, sich als »Experten des Todes« öffentlich in Szene zu setzen und ihre Forschungen alltagspraktisch nutzbar zu machen. So strebte etwa der Chirurg und Medizinhistoriker Sherwin B. Nuland in seinem preisgekrönten Buch »Wie wir sterben. Ein Ende in Würde?« an, durch eine genaue Darstellung von sechs der häufigsten zeitgenössischen Todesarten den Tod zu entmythologisieren und den Lesern die Angst vor dem Sterben zu nehmen.³³

Auffällig ist ferner, dass Versuche einer Popularisierung von Wissen rund um den Tod häufig von einem gesellschaftspolitisch engagierten Umfeld ausgingen. Entsprechende Schriften waren in der Regel an der Schnittstelle zwischen wissenschaftlicher Expertise

28 Vgl. exemplarisch den Überblick über die sozialwissenschaftliche, psychologische beziehungsweise philosophische Thanatologie bei *Klaus Feldmann*, *Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick*, Wiesbaden 2010; *Wittkowski*, *Tod und Sterben*, und *Hans Ebeling*, Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), *Der Tod in der Moderne*, Königstein im Taunus 1979, S. 11–31.

29 Vgl. zum Siegeszug der Thanatologie in der Wissenschaft *Robert Fulton*, Prolog. Kurzgefasste Geschichte und etwas persönlicher Bericht über die Bewegung des Todesbewusstseins in den Vereinigten Staaten, in: *Joachim Wittkowski* (Hrsg.), *Sterben, Tod und Trauer. Grundlagen, Methoden, Anwendungsfelder*, Stuttgart 2003, S. 3–13, hier: insb. S. 10–12.

30 *Robert Fulton*, *Death, Grief and Bereavement. A Bibliography*, Bd. 2: 1975–1980, New York 1981, Einleitung, sowie *Gerhard Schmied*, *Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft*, Opladen 1985, S. 82f.

31 Vgl. hierzu grundsätzlich *Brüggen*, *Letzte Ratschläge* (2005).

32 *Elisabeth Kübler-Ross*, *Was können wir noch tun? Antworten auf Fragen nach Sterben und Tod*, Stuttgart 1974; *dies.*, *Leben bis wir Abschied nehmen*, Stuttgart 1979, und *dies.* (Hrsg.), *Reif werden zum Tode*, Stuttgart 1975, das Zitat findet sich auf dem Buchrücken der im Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn erschienenen Taschenbuchausgabe von 1981.

33 *Sherwin B. Nuland*, *Wie wir sterben. Ein Ende in Würde?*, München 1994. Zur Biografie des Autors vgl. den Nachruf in der *New York Times*: *Sherwin B. Nuland*, »How We Die« Author, *Dies* at 83, in: *The New York Times*, 5.3.2014, S. A20.

und Erfahrungswissen von Betroffenen angesiedelt. Dies gilt zum einen für die Ratgeber aus dem Umfeld der Sterbehilfe-Bewegung.³⁴ Diese setzten sich häufig, aber keinesfalls immer, direkt mit Fragen der Sterbehilfe auseinander.³⁵ Als etwa eine der führenden Organisationen in der Bundesrepublik, die »Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben« (DGHS), 1984 eine kurze Broschüre mit dem Titel »Sterben zu Hause« veröffentlichte, nannte ihr Präsident Hans Henning Atrott im Vorwort als Ziel, »Angehörigen die »Schwellenängste« zur Betreuung eines Sterbenden zu nehmen«. Gelingen dies, könne die Familie und das Umfeld eines Todkranken sogar »bei diesem Ereignis für sich gewinnen«.³⁶ Im Folgenden changierte der Ratgeber im Zuge seiner Empfehlungen zwischen einem Rekurs auf wissenschaftlich fundierte Erkenntnisse – wie etwa das Phasenmodell des Sterbens von Kübler-Ross – bei der theoretischen Diskussion der Vorteile eines Todes in den heimischen vier Wänden einerseits und alltagspraktischen Informationen zur Pflege sterbender Familienangehöriger wie beispielsweise zum Anlegen von Wadenwickeln, der richtigen Belüftung oder dem korrekten Gebrauch der Schnabeltasse andererseits.³⁷

Quantitativ überwogen zum anderen jedoch deutlich Ratgeber aus dem Bereich des Hospizwesens. Die moderne Hospizbewegung, die in England in den 1960er-Jahren entstanden war und im anglofonen Raum bereits früh zu reüssieren begonnen hatte, fasste in der Bundesrepublik Deutschland nach einigen Anlaufschwierigkeiten in den 1980er-Jahren stärker Fuß.³⁸ Grundsätzlich wirbt die Hospizidee für eine »sterbensqualifizierende Pflege«, die dem Sterbenden und seinen Angehörigen einen menschenwürdigen Abschied, nach Möglichkeit in den heimischen vier Wänden, ermöglichen und zugleich jegliches Bedürfnis nach aktiver Sterbehilfe unterbinden soll. Hospizarbeit ist interdisziplinär angelegt, um die Sterbenden ganzheitlich betreuen zu können – Psychologen, Sozialarbeiter, Pfleger und Mediziner sollen Hand in Hand und gleichgestellt arbeiten. Dabei sind zwingend freiwillige und ehrenamtliche Mitarbeiter in den Betreuungsprozess einzubeziehen, worin die Kritik an der Medikalisierung und Professionalisierung des Todes zum Ausdruck kommt, worauf noch näher einzugehen ist. Allerdings beinhaltet das Konzept auch eine schulmedizinische Komponente, nämlich in Form einer ausgefeilten medikamentösen Schmerztherapie zur Erhaltung der physischen und psychischen Lebensqualität in der Endphase.³⁹

34 Zur Geschichte der Sterbehilfe in Westdeutschland nach 1945 vgl. *Gerrit Hohendorf*, *Der Tod als Erlösung vom Leiden. Geschichte und Ethik der Sterbehilfe seit dem Ende des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2013, und *Jeantine E. Lunshof/Alfred Simon*, *Die Diskussion um Sterbehilfe und Euthanasie in Deutschland von 1945 bis in die Gegenwart*, in: *Andreas Frewer/Clemens Eickhoff* (Hrsg.), »Euthanasie« und die aktuelle Sterbehilfe-Debatte. Die historischen Hintergründe medizinischer Ethik, Frankfurt am Main 2000, S. 237–249.

35 Vgl. etwa die deutschen Übersetzungen des international viel diskutierten Buches »Jean's Way« (1978) über den assistierten Suizid einer englischen Krebspatientin sowie der begleitenden Veröffentlichung zu einer niederländischen Fernsehserie mit dem Titel »Ein milder Tod«: *Derek Humphry/Ann Wickett*, *Kurzes Leben – Langes Sterben? Der Weg, den Jean Humphry ging. Ein ergreifendes Dokument zum Thema Sterbehilfe und die Geschichte einer großen Liebe*, Haldenwang 1984, und *Henk Mochel*, *Milder Tod. Euthanasie: Aufzeichnungen nach einer Fernsehserie*, München 1973.

36 *Sterben zu Hause. Ratgeber für Angehörige*, hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben e. V., Augsburg 1984, S. 1.

37 Ebd., S. 4–6.

38 Vgl. zur Geschichte der internationalen Hospizbewegung *Mor/Greer/Kastenbaum*, *The Hospice Experiment*, insb. die Einleitung. Für die Entwicklung in der Bundesrepublik vgl. *Oliver Seitz/Dieter Seitz*, *Die moderne Hospizbewegung in Deutschland auf dem Weg ins öffentliche Bewusstsein. Ursprünge, kontroverse Diskussionen, Perspektiven*, Herbolzheim 2002.

39 Zu den Grundsätzen der Hospizidee vgl. *Johann-Christoph Student*, *Was ist ein Hospiz?; in: ders.* (Hrsg.), *Das Hospiz-Buch*, Freiburg im Breisgau 1999 (zuerst 1989), S. 19–30.

Die Pionierin der englischen Hospizbewegung, Cicely Saunders, hatte nicht nur 1967 das erste moderne Hospiz in London gegründet, sondern darüber hinaus mit einer intensiven Agitationstätigkeit begonnen, die ihr öffentliche Aufmerksamkeit und politische Unterstützung im Inland bescherte sowie zahlreiche Interessierte aus dem Ausland anlockte, die die Idee in alle Welt transportierten. Wissen über die Grundsätze der Hospizarbeit wurde dabei in einem transnationalen Rahmen auffällig häufig mittels spezifischer Ratgeber zur Sterbebegleitung verbreitet und popularisiert. Saunders, ausgebildete Ärztin und eine der führenden Expertinnen auf dem Gebiet der palliativen Schmerztherapie, trat in diesem Kontext selbst mit zahlreichen, auch ins Deutsche übersetzten Veröffentlichungen hervor.⁴⁰ Diese waren inhaltlich durchaus breit angelegt: So wechselten sich Kapitel zu fachmedizinischen Fragen – wie beispielsweise einer adäquaten Symptomkontrolle bei Krebspatienten im Endstadium⁴¹ – mit solchen zu psychosozialen Problemen der Sterbebegleitung ab, in denen etwa das Überbringen der Nachricht einer unheilbaren Erkrankung thematisiert wurde. Die Versuche einer Zirkulation von Wissen zur Sterbebegleitung sowie die engen Verbindungen im Bereich des internationalen Hospizwesens illustrieren nicht zuletzt die Tatsache, dass das Vorwort für die deutschsprachige Ausgabe eines von Saunders herausgegebenen Buchs von einem der Protagonisten der frühen deutschen Hospizbewegung, dem jesuitischen Priester und Filmemacher Reinhold Iblacker, verfasst wurde.⁴² Dieser wies die deutschen Leser nachdrücklich darauf hin, dass sich Hospizwesen und Palliativmedizin in den englischsprachigen Ländern bereits seit Langem durchgesetzt hätten.⁴³ Die erzieherischen Tendenzen der Veröffentlichung unterstrichen die im Anhang aufgeführten Informationen zu Weiterbildungsangeboten im Bereich der Sterbe- und Trauerbegleitung.⁴⁴

Für die 1980er-Jahre lässt sich in der Bundesrepublik eine Konjunktur derartiger Hospizratgeber feststellen. Diese Schriften, deren Druck mitunter von der Hospizbewegung selbst finanziert wurde, boten in erster Linie Handlungswissen für professionelle oder freiwillige Sterbebegleiter, richteten sich aber auch an eine breitere Öffentlichkeit, der die Prinzipien der Hospizidee nähergebracht werden sollte. Insbesondere – und dies ist zugleich eine inhaltliche Verbindung zu entsprechenden Schriften aus der Sterbehilfebewegung, von der sich die deutsche Hospizbewegung eigentlich strikt abgrenzte – die Forderungen nach einer stärkeren Akzeptanz des Todes als integralem Bestandteil des menschlichen Lebens sowie nach einer »Verhäuslichung des Sterbens« (in Form der Betreuung

40 Vgl. etwa *Cicely Saunders/Mary Baines*, *Leben mit dem Sterben. Betreuung und medizinische Behandlung todkranker Menschen*, Bern 1991, und *Cicely Saunders* (Hrsg.), *Hospiz und Begleitung im Schmerz. Wie wir sinnlose Apparatemedizin und einsames Sterben vermeiden können*, Freiburg im Breisgau 1993.

41 Vgl. hierzu etwa *Saunders/Baines*, *Leben mit dem Sterben*, S. 39–51. In England hatte sich ein knappes, von Saunders verfasstes Merkblatt zur Schmerzkontrolle bei Sterbenden sogar im Laufe der Jahre zum renommierten Oxford Textbook of Palliative Medicine ausgeweitet; vgl. *Derek Doyle/Geoffrey W.C. Hanks/Neil MacDonald* (Hrsg.), *Oxford Textbook of Palliative Medicine*, Oxford/New York etc. 1993. Zur Entstehung des Handbuchs: *Mary Baines*, *From Pioneer Days to Implementation. Lessons to be Learnt*, in: *European Journal of Palliative Care* 18, 2011, S. 223–227, hier: S. 224f.

42 Dessen ZDF-Dokumentation über das von Saunders gegründete Londoner St. Christopher's Hospice hatte 1971 – im Wesentlichen aufgrund der Verwendung des negativ konnotierten Begriffs »Sterbeklinik« – jedoch noch kritische Reaktionen in Presse und Öffentlichkeit evoziert. Zu Iblacker und seinem Einfluss auf die deutsche Hospizbewegung sowie der ZDF-Dokumentation vgl. *Andreas Heller/Sabine Pleschberge/Michaela Fink* u. a., *Die Geschichte der Hospizbewegung in Deutschland*, Ludwigsburg 2012, S. 80–82 und 152–154.

43 *Saunders*, *Hospiz und Begleitung im Schmerz*, S. 7–10.

44 Ebd., S. 145–148.

sterbender Angehöriger durch die Familienangehörigen in den heimischen vier Wänden) standen dabei im Mittelpunkt. Viele Ratgeber präsentierten das Sterben zu Hause mithin als Leitziel sowie Idealvorstellung eines »guten Todes« und loteten die Chancen und Möglichkeiten einer adäquaten Pflege aus.⁴⁵ Sterben und Trauern boten in diesem Sinne die Chance für eine spezifische Form der zwischenmenschlichen Vergemeinschaftung – Solidarität im Tod.

Ein gutes Beispiel hierfür stellt die erstmals 1986 erschienene Broschüre »Zu Hause sterben« dar, die sich dezidiert an die Angehörigen von Sterbenden wandte. Bis 2009 erschien das Heft in insgesamt neun Auflagen und wurde laut des Vorworts der letzten Ausgabe mittlerweile 80.000 Mal – dank eines anonymen Spenders kostenlos – abgegeben.⁴⁶ Hinter der Publikation stand eine Arbeitsgruppe an der Evangelischen Fachhochschule Hannover, die sich ebenso wie die beiden Verfasser Anne Busche und Johann-Christoph Student, ein Schüler von Elisabeth Kübler-Ross, der Hospizbewegung zurechnete. Die Broschüre selbst bot praktische Hinweise für die Betreuung und Pflege von Sterbenden in den heimischen vier Wänden. Ausführlich listete sie etwa Informationen über notwendige Alltagsgegenstände bis hin zu Banalitäten wie Kopfkissen, Steckklaken oder einem bequemen Sessel für Besucher auf und lieferte den Betroffenen neben einer Begründung für deren Notwendigkeit (zum Beispiel: »bei kranken Menschen muß das Bett häufiger bezogen werden«) zugleich mögliche Bezugsarten (etwa: »meist im Haushalt vorhanden«).⁴⁷ Erneut sind in diesem Kontext internationale Transfers unverkennbar. So übernahm und modifizierte der deutschsprachige Ratgeber entsprechende Angaben aus dem kurz zuvor erschienenen, thematisch identischen amerikanischen Ratgeber »Coming Home« von Deborah Duda.⁴⁸

Das eigentliche Ziel des Ratgebers war aber unverkennbar, die Leser überhaupt erst dazu zu motivieren, sterbende Angehörige nach Hause zu holen. So beklagte er schon einleitend den vorherrschenden »Zeitgeist« sowie die Auslagerung des Todes in Krankenhäuser, welcher den »sozialen Tod« vieler Sterbender in Form des Gefühls von »Einsamkeit« und »Unerwünscht-Sein« toleriere.⁴⁹ Dass eine Versorgung von sterbenden Familienangehörigen zu Hause für alle Beteiligten nur Vorteile bringe, ist die Quintessenz des Ratgebers, der seine erzieherisch-missionarische Funktion kaum verhehlte. Die Begegnung mit dem Sterbenden sei für das menschliche Leben sinnstiftend, habe mithin »für die Hinterbliebenen eine heilsame Funktion«.⁵⁰ Entsprechend informierte die Broschüre den Leser gleich zu Beginn, dass rechtlich gesehen »[k]ein erwachsener Mensch [...] gegen seinen Willen wegen einer körperlichen Krankheit in der Klinik festgehalten werden [kann] – selbst dann nicht, wenn die Klinik noch Heilungsmöglichkeiten für seine Krankheit sähe«.⁵¹

45 In Auswahl: *Lore Bartholomäus*, Ich möchte an der Hand eines Menschen sterben. Aus dem Alltag eines Hospizes, Mainz 1990 (zuerst 1980); *Paul Becker/Volker Eid* (Hrsg.), Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden – Praktische Erfahrungen und wissenschaftliche Reflexion, Mainz 1984; *Helmuth Beutel/Daniela Tausch* (Hrsg.), Sterben – eine Zeit des Lebens. Ein Handbuch der Hospizbewegung, Stuttgart 1996 (zuerst 1989); *Peter Godzik/Petra-R. Muschaweck* (Hrsg.), Laßt mich doch zu Hause sterben!, Gütersloh 1989; *Werner Schweidtmann*, Sterbebegleitung. Menschliche Nähe am Krankenbett, Zürich 1991, und *Heinrich Pera*, Sterbende verstehen. Ein praktischer Leitfaden zur Sterbebegleitung, Freiburg im Breisgau 1995, Zitat: S. 9.

46 *Johann-Christoph Student*, Zu Hause sterben. Hilfen für Betroffene und Angehörige, Bad Krozingen 2009 (zuerst 1986), S. 3.

47 *Johann-Christoph Student/Anne Busche*, Zu Hause sterben. Hilfen für Betroffene und Angehörige, Bad Krozingen 1990 (zuerst 1986), S. 14–16, Zitate: S. 14.

48 *Deborah Duda*, Coming Home. A Guide to Dying at Home with Dignity, New York 1987.

49 *Student/Busche*, Zu Hause sterben (1990), S. 2f.

50 Ebd., S. 28. Vgl. auch S. 33.

51 Ebd., S. 7.

Die damit einhergehende Implikation, dass das vermeintlich gute, würdevolle Sterben in den heimischen vier Wänden sogar wichtiger sei als eine mögliche Verlängerung des Lebens, wurde durch die Empfehlung unterstrichen, bei möglichen Notfällen, in denen ein Notarzt hinzugezogen werden müsse, diesem ein Schriftstück des Hausarztes vorzulegen, auf dem neben den nötigen medizinischen Informationen »vor allem« vermerkt sei, dass »der Patient den Wunsch hat, zu Hause zu bleiben und eine Krankenhauseinweisung deshalb unbedingt vermieden werden soll.«⁵² Mögliche finanzielle Hindernisse suchte die Broschüre mit der Aufforderung zu zerstreuen, dass der Hausarzt dazu ermutigt werden solle, »den gesetzlichen Rahmen ausreichend zu nutzen, um einem Menschen ein letztes Mal die Chance zu würdigem, ›gesundem‹ Leben zu schenken.«⁵³ Auch arbeitspragmatische Bedenken der Angehörigen seien zu vernachlässigen, da die Zeit der Pflege Sterbender ja im Unterschied zu Fällen chronisch kranker Familienmitglieder begrenzt sei: »Dies relativiert auch die Frage der ›Schonung‹ für die Helfer.«⁵⁴

III. INHALTE UND DARSTELLUNGSFORMEN DER TODESRATGEBER

Populäres Wissen zum Tod war, wie bereits angeklungen ist, sehr breit gefächert. So sind sowohl die konkreten Inhalte als auch die potenziellen Adressatenkreise und die gewählten Darstellungsformen⁵⁵ höchst unterschiedlich. Entsprechend adressierten die untersuchten Ratgeber grundsätzliche Fragen des Sterbens sowie des Umgangs mit Sterbenden⁵⁶, unterrichteten ironisch-süffisant in der »Kunst zu sterben«⁵⁷, berieten ganz pragmatisch bei eher profanen Bestattungsproblemen⁵⁸ oder gaben Hinweise zum richtigen Trauerverhalten, insbesondere in Extremsituationen wie bei Selbstmorden⁵⁹ und beim Tod⁶⁰ oder bei der Trauerbegleitung von Jugendlichen.⁶¹ Sie konnten sich ebenso an Todkranke und an Angehörige von Sterbenden beziehungsweise Verstorbenen wie an ehrenamtliche Sterbebegleiter oder an professionelle Dienstleister richten, denen – ganz im Sinne der Hospizschriften – die Bedürfnisse von Sterbenden und ihren Angehörigen nähergebracht wurden.⁶² So listete ein Ende der 1970er-Jahre erschienenenes Handbuch »Fachkunde Bestattungswesen« minutiös Aufgaben, Pflichten sowie Kleidungspraktiken des Bestatters auf

52 Ebd., S. 11.

53 Ebd., S. 18.

54 Ebd., S. 27.

55 Ausführlich, wenngleich nicht in allen Punkten überzeugend, zu den kommunikativen Strategien und sprachlichen Darstellungsformen der Ratgeber: *Schütte*, Kommunikative Strategien in Ratgeberbüchern zum Thema »Trauer«, S. 141–155.

56 *Buckman*, Was wir für Sterbende tun können; *Kay Blumenthal-Barby*, Betreuung Sterbender, Berlin 1991 (zuerst 1982); *Anne Givaudan/Daniel Meurois-Givaudan*, Stationen eines Abschieds. Wegweiser auf der letzten Reise, München 1995.

57 *André Ruellan*, Die Kunst zu sterben. Ein Lehrbuch illustriert von Topor, Wiesbaden 1980 (zuerst 1966).

58 *Hermann Blendinger*, Tote begraben. Ein Ratgeber für alle, die wissen, daß die Vorgänge um den Tod eines Menschen der Gestaltung bedürfen, und sich darum bemühen, Nürnberg 1977.

59 *Chris Paul*, Warum hast Du uns das angetan? Ein Begleitbuch für Trauernde, wenn sich jemand das Leben genommen hat, Gütersloh 1998.

60 *Johann-Christoph Student/Ute Student* (Hrsg.), Trauer über den Tod eines Kindes – Hilfen für ›verwaiste Eltern‹, Stuttgart 1987; *Ursula Goldmann-Posch*, Wenn Mütter trauern. Erinnerungen an das verlorene Kind, München 1988; *Lamla*, Muß ich auch wandern in finsterner Schlucht.

61 *Tobias Brocher*, Wenn Kinder trauern. Wie sprechen wir über den Tod?, Zürich 1980; *Earl A. Grollman*, Mit Kindern über den Tod sprechen. Ein Ratgeber für Eltern, Konstanz 1991; *William C. Kroen*, Da sein, wenn Kinder trauern, Freiburg im Breisgau 1998.

62 Vgl. *Paul Sporken* (Hrsg.), Was Sterbende brauchen, Freiburg im Breisgau 1982.

und schreckte auch nicht vor Anweisungen hinsichtlich eines einwandfreien Lebenswandels zurück: »Bereits ein einmaliges menschliches Versagen hat für ihn in der Regel weit aus negativere Auswirkungen zur Folge als bei anderen Personen.«⁶³

Inhaltlich war vielen Ratgebern gemein, dass sie sich dem Ziel verschrieben, die Leser besser auf Sterben und Trauern vorzubereiten, nicht zuletzt um – wie es auf dem Buchrücken und im Untertitel einer einschlägigen Veröffentlichung hieß – »die Begrenztheit unseres Lebens angstfreier anzunehmen«.⁶⁴ In diesem Zusammenhang erhoben keinesfalls nur die Schriften aus dem Kontext der Hospizbewegung die Forderung, den Tod als wichtigen Abschnitt des menschlichen Lebens zu begreifen. Entsprechend verkündete der Klappentext des 1994 erschienenen Buchs »Last Minute« der Sozialarbeiterin Ina Dentler, das fünf fiktive Erzählungen von Menschen enthält, die auf unterschiedliche Weise mit dem Tod konfrontiert werden, als dessen zentrales Anliegen, die Leser dazu zu motivieren, das »Lebensende als Teil des Lebensinhalts zu begreifen«.⁶⁵

Dasselbe argumentative Grundmuster findet sich in der florierenden populärpsychologischen Ratgeberliteratur zu Trauer und Trauerverhalten. Publikationen wie das seit 1982 in nicht weniger als 35 Auflagen erschienene Trauerbuch der Tiefenpsychologin Verena Kast, in dem diese ein Phasenmodell der Trauer entwickelt, boten Hilfe und Trost für Hinterbliebene und betonten dabei immer wieder, dass Trauer nicht nur eine Belastung darstelle, sondern auch eine Chance und ein Gewinn für das Leben sein könne.⁶⁶ Dagegen habe die Verweigerung von Trauer zwangsläufig negative Folgen, verursache mithin individuelle und gesellschaftliche »Trauerdesaster«. Diese könnten sogar nachteilige Auswirkungen auf die Ökologie zeitigen, da die hervorgerufene Todesangst den Menschen lähme und zur Ausbildung einer »unsichtbaren Zerstörungsenergie« führe.⁶⁷

Exemplarisch für einen entsprechenden Trauerratgeber steht das in der Erstauflage im Jahr 1990 im Kreuz-Verlag erschienene Buch »Ich begleite dich durch deine Trauer«.⁶⁸ Dessen Autor, der ehemalige Opernsänger, Diplompsychologe und Psychotherapeut Jorgos Canacakis, hatte 1985 in Essen die »Akademie für Menschliche Begleitung« gegründet und veranstaltet dort bis heute unter dem Motto »Trauer ist Lebenspower« professionelle Trauerseminare.⁶⁹ Der Ratgeber zeichnete sich durch eine sehr direkte Ansprache an die Leser aus, die durchgehend geduzt wurden. Hierdurch solle persönliche Nähe signalisiert und aufgebaut werden, was dem Trauernden dabei helfen könne, ein »aufrichtiges Verhältnis« zum Trauern zu entwickeln.⁷⁰ Dies war nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich das Hauptziel des Buchs. So überschrieb der Autor bereits das erste Kapitel mit der einladenden Ankündigung: »Ich heiße dich und deine Trauer willkommen.«⁷¹ Im Folgenden betonte Canacakis die Natürlichkeit des Trauerns, das keine Krankheit darstelle, die behandelt werden müsse, und differenzierte zwischen »lebenshemmender« und »lebens-

63 Friedrich Welling, *Fachkunde Bestattungswesen*, Essen 1978 (zuerst 1975), S. 53.

64 Anne-Marie Tausch/Reinhard Tausch, *Sanftes Sterben – Was der Tod für das Leben bedeutet*, Reinbek 1985.

65 Ina Dentler, *Last Minute. Geschichten über den Tod im Leben*, Berlin 1994.

66 Verena Kast, *Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses*, Freiburg im Breisgau 1982. Vgl. auch exemplarisch die in den Fußnoten 59–61 aufgeführten Titel sowie *Manfred Baumotte*, *Du sollst getröstet werden*, Gütersloh 1989, und *Daniela Tausch-Flammer*, *Die Zeit der Trauer. Eine Hilfe für Trauernde und Begleitende*, Stuttgart 1996.

67 Jorgos Canacakis, *Ich sehe deine Tränen. Trauern, klagen, leben können*, Stuttgart 1987, S. 211–224, Zitat: S. 221.

68 Jorgos Canacakis, *Ich begleite dich durch deine Trauer*, Stuttgart 1990.

69 Vgl. zu den Angaben URL: <<http://www.trauerseminare-akademie-dr-canacakis.de>> [10.8.2016] sowie Canacakis, *Ich begleite dich durch deine Trauer*, S. 91.

70 Canacakis, *Ich begleite dich durch deine Trauer*, S. 7.

71 Ebd.

fördernder Trauer«, die eine gesunde, reinigende Funktion habe.⁷² Nach der Erörterung der Frage, wie letztere erreicht werden könne, schloss er seine Ausführungen mit den Worten: »Ich möchte dir jetzt am Ende meiner Begleitung sagen, daß ich mich freue, mit dir gewesen zu sein und dir ein bißchen Vertrauen und Sicherheit vermittelt zu haben.«⁷³

Mit dieser Formulierung unterstrich Canacakis zugleich eines der zentralen darstellerischen Merkmale vieler populärer Veröffentlichungen zum Tod, namentlich den Versuch, der vermeintlich verunsicherten Leserschaft klare Verhaltensregeln zu bieten. Zwar wurde gelegentlich in Ratgebern etwa auf die Individualität von Tod und Trauer verwiesen und darauf aufbauend betont, dass sie kein »Rezeptbuch« darstellten.⁷⁴ Entsprechend kam die anleitende Funktion sprachlich mitunter eher verdeckt und indirekt zum Vorschein, wenn beispielsweise statt von Rat und Anleitung von »Orientierungshilfen« gesprochen wurde.⁷⁵ In den meisten Fällen war eine derartige Zurückhaltung jedoch nicht zu erkennen. So ließen oftmals bereits die Titel und Untertitel der Veröffentlichungen mit Formulierungen wie »Was Sterbende brauchen«, »Praktische Ratschläge« oder ein »praktischer Leitfaden« kaum Zweifel an der Eindeutigkeit der in ihnen offerierten Hinweise aufkommen.⁷⁶

Entsprechend unmissverständlich waren denn auch die in vielen Publikationen artikulierten Verhaltensratschläge. So stellte etwa Canacakis ungeachtet der erwähnten Betonung der Individualität von Trauer – die Schütte zu dem fragwürdigen Schluss verleitet, den Ratgebern gehe es mehr um Vorschläge und weniger um eine explizite Beratung⁷⁷ – neue Erkenntnisse in der »Kunst zu trauern« vor und bot seinen Lesern einen »Leitfaden durch die Trauer«, im Zuge dessen klare Anweisungen wie »Es wäre wichtig, daß Du Dich in Deinem Weinen akzeptierst« und »Sprich über das Ereignis« gegeben wurden.⁷⁸ Mögliche Forschungskontroversen oder noch nicht verifizierte Hypothesen spielten denn auch in der Darstellung keine Rolle. So untermauerte etwa schon Kübler-Ross die von ihr in »Interviews mit Sterbenden« gegebenen Ratschläge einleitend dadurch, dass sie faktisch gesicherte »psychologische Gegebenheit[en]« ankündigte.⁷⁹ Die bereits zitierte Broschüre der DGHS informierte Angehörige unter Verweis auf die wissenschaftlichen Erkenntnisse von Thanatologen, dass ungeachtet möglicher anderslautender Wünsche einiger Sterbender, »ein Sterben zu Hause vorrangig ermöglicht werden [kann und sollte]«. Auch was die häusliche Pflege anging, waren die Direktiven ebenso bestimmt wie pauschalisierend: »Der Sterbende möchte [...] weiterhin beteiligt bleiben am Familienleben«.⁸⁰

Die Bedeutung klarer Handlungsanweisungen zeigt sich gerade in den Ratgebern, in denen die alltagspraktische Hilfe für Angehörige von Sterbenden und Verstorbenen im Vordergrund steht. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Broschüre »Was tun, wenn jemand stirbt?«, die von der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucher erstmals 1984 herausgegeben

72 Ebd., S. 26, vgl. auch S. 23f.

73 Ebd., S. 67.

74 Vgl. *Canacakis*, Ich sehe deine Tränen, S. 203, und *Schmied*, Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft, (Zitat) S. 201.

75 Vgl. etwa *Franco Rest*, Sterbende begleiten – können wir das? Eine Orientierung für Angehörige und Helfer, in: *Peter Godzik/Petra-R. Muschawek* (Hrsg.), *Lasst mich doch zu Hause sterben!*, Gütersloh 1989, S. 77–91.

76 *Sporken*, Was Sterbende brauchen; *Buckman*, Was wir für Sterbende tun können; *Pera*, Sterbende verstehen.

77 *Schütte*, Kommunikative Strategien in Ratgeberbüchern zum Thema »Trauer«, S. 146.

78 Zitate in dieser Reihenfolge in *Canacakis*, Ich sehe deine Tränen, S. 135, 203 und 44, sowie *ders.*, Ich begleite dich durch deine Trauer, S. 51.

79 *Elisabeth Kübler-Ross*, Interviews mit Sterbenden, Gütersloh 1987 (zuerst Stuttgart 1969), S. 8. Vgl. hierzu *Brüggen*, Letzte Ratschläge (2008), S. 49.

80 *Sterben zu Hause*, S. 3 und 4.

wurde. Bis 2013 erschien diese in nicht weniger als 20 Auflagen und verkaufte sich über 200.000 Mal.⁸¹ Die beiden Autoren, Antje Grunewald und Claus Commandeur, ein promovierter Betriebswirtschaftler, betonten einleitend, dass infolge der gesellschaftlichen Tabuisierung des Themas viele Hinterbliebene heute nicht wüssten, was beim Todesfall eines Angehörigen zu tun sei. Darauf aufbauend stellte der Ratgeber verschiedene Beerdigungsformen vor und verglich die Kosten von Bestattungsunternehmen. Darüber hinaus mühte er sich aber auch um eine möglichst umfassende Behandlung aller Formalitäten rund um den Tod eines nahen Angehörigen. So sparte die Broschüre nicht mit Informationen und Tipps zu eher banalen Aspekten, wenn etwa der Leser instruiert wurde, für eine Bewirtung der Trauergäste ein geeignetes Lokal zu suchen und »am besten telefonisch« zu reservieren sowie das Speise- und Getränkeangebot vorab mit dem Wirt abzusprechen.⁸²

Tatsächlich standen Möglichkeiten eines zeit- und kosteneffizienten Bestattens und Trauerns im Mittelpunkt des Ratgebers. Dieser empfahl den Trauernden, den Wortlaut des Totenbriefs schon zu Hause zu überlegen, da es beim Besuch des Bestattungsunternehmens »in der Aufregung [...] oft Entscheidungsschwierigkeiten bei der Formulierung« gebe. Auch die Briefumschläge für die Karte sollten »sinnvollerweise« schon im Voraus adressiert werden.⁸³ Bezüglich möglicher finanzieller Einsparungsmöglichkeiten sei es zielführend, sich vor der Wahl eines Bestattungsunternehmens genau zu informieren, mehrere Angebote einzuholen sowie Verwandte und Bekannte nach ihren Erfahrungen zu fragen. Im Übrigen gebe es bei den meisten Bestattern in der Regel »erhebliche Verhandlungsspielräume [...], die man nutzen sollte« – mit »man« waren dabei wohlgermerkt die trauernden Hinterbliebenen angesprochen.⁸⁴ Mögliche Vorbehalte gegen die Suche nach Schnäppchen versuchte die Broschüre abzuwehren, indem sie gleich mehrmals betonte, dass »eine schlichte Bestattung [...] nicht unwürdiger als eine pompöse [ist], und der geleistete Aufwand [...] mit dem Verhältnis zum Verstorbenen erst recht nichts zu tun [hat]«. ⁸⁵

IV. POPULÄRES WISSEN ZUM TOD UND DIE WISSENSCHAFT – LEGITIMATIONS-GRUNDLAGE ODER FEINDBILD?

Das Verhältnis zur Wissenschaft und zu wissenschaftlichem Wissen als Deutungsinstanz war in vielen Ratgebern auf den ersten Blick ambivalent. Sogar Autoren, die selbst einen wissenschaftlichen Hintergrund hatten, sahen sich oftmals zu kritischen Kommentaren gegenüber den Fachwissenschaften bemüht, denen zum Beispiel fehlende Praxisorientiertheit oder sprachliche Unklarheit attestiert wurden.⁸⁶ Dennoch verfügten sogar eher populär aufgemachte Ratgeber häufig über einen, wenn auch zumeist schmalen, Fußnotenapparat, erläuterten gelegentlich medizinisches Fachvokabular und boten am Ende einige wissenschaftliche Literaturempfehlungen.⁸⁷ Wenn diese, wie etwa im Falle eines Trauer- ratgebers kritisch annotiert wurden, dann geschah dies unter Verweis auf deren fehlende »Gefühlsbeteiligung«. ⁸⁸ Dies hielt jedoch auch außerhalb des akademischen Bereichs tä-

81 Claus Commandeur/Antje Grunewald, Was tun, wenn jemand stirbt? Ein Ratgeber in Bestattungsfragen, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucher, Bonn 1985 (zuerst 1984).

82 Ebd., S. 32.

83 Ebd., S. 31.

84 Ebd., S. 36.

85 Ebd., S. 29. Vgl. auch S. 6.

86 Saunders/Baines, Leben mit dem Sterben, S. vii; Lohner, Plötzlich allein, S. 9; Canacakis, Ich sehe deine Tränen, S. 231.

87 Vgl. exemplarisch: Canacakis, Ich sehe deine Tränen, S. 231 f.; Sterben zu Hause; Saunders, Hospiz und Begleitung im Schmerz, S. 137–144; Student/Busche, Zu Hause sterben (1990).

88 Canacakis, Ich sehe deine Tränen, S. 231.

tige Verfasser von Ratgebern häufig nicht davon ab, die eigene wissenschaftliche Expertise, etwa in Form des Herausstellens ihrer universitären Ausbildung in den Autorenbeschreibungen auf den Buchrücken, prominent in Szene zu setzen.⁸⁹

Umgekehrt waren viele Autoren eher wissenschaftlich aufgemachter Bücher darum bemüht, die vermeintlichen Defizite eines sachlich-objektiven Zugangs klar herauszustellen und sich selbst auch als Betroffene zu stilisieren. Wenn etwa der Kultursoziologe Gerhard Schmied in der Einleitung eines 1985 erschienenen Buchs als Ziel die Vermittlung von Fakten und Informationen zu Sterben und Trauern ankündigte, so fügte er wie selbstverständlich hinzu, dass eine »sachliche, wissenschaftliche Auseinandersetzung« damit bei der Bewältigung eines Verlusts helfen könne, um später zu ergänzen, dass diese Themen »ohne die Aura der Betroffenheit nicht denkbar« seien und die wissenschaftliche Darstellung daher »nicht immer ganz objektiv« erfolgen könne.⁹⁰ Und der Onkologe Robert Buckman verwies im Vorwort eines Ratgebers zur Sterbebegleitung darauf, dass der Leser »im vorliegenden Buch eine große Stütze« finden werde. Dies könne er »aus eigener Erfahrung« sagen, da auch er als Fachmann Angst und Nervosität beim Umgang mit sterbenden Patienten empfinde.⁹¹ Tatsächlich war die Betonung der eigenen Betroffenheit ein zentrales Element vieler Todesratgeber.⁹²

Emotionalität im Sinne eines subjektiven Erfahrungswissens und Wissenschaftlichkeit schlossen sich demnach in den meisten Ratgebern keinesfalls aus, sondern ergänzten sich wechselseitig.⁹³ Vielmehr ist, zumindest für den Untersuchungszeitraum dieses Aufsatzes, ein enges Zusammenspiel von Alltagserfahrungen und wissenschaftlicher Expertise bei der öffentlichkeitswirksamen Aufbereitung von Wissen rund um den Tod zu diagnostizieren.⁹⁴ Diese Interaktion war kein Zufall, sondern Ausdruck des seit den 1970er-Jahren wachsenden öffentlichen Interesses an den Wissenschaften, zumal den Sozialwissenschaften, die ihrerseits begannen, stärker anwendungsorientiert auf die gesellschaftliche Verwertbarkeit und »Nützlichkeit« ihrer Forschungen zu achten.⁹⁵

Illustriert werden kann dies an der parapsychologischen Spielart der Todesratgeber. Schriften zu Nahtod-Erfahrungen und dem Leben nach dem Tod erhielten spätestens mit dem Publikationserfolg des Buchs »Life after Life« des amerikanischen Psychiaters Raymond A. Moody im Jahre 1975 erheblichen Auftrieb.⁹⁶ Dessen deutsche Übersetzung erschien zwei Jahre später bezeichnenderweise mit dem Untertitel »Die Erforschung einer unerklärlichen Erfahrung« und kündigte den medizinischen Dokortitel des Autors groß auf dem Titelblatt an.⁹⁷ Die augenfällige Popularität dieser Thematik in der öffentlichen Debatte – so machte etwa das Magazin »Der SPIEGEL« 1977 unter dem Titel »Das schöne

89 Vgl. etwa ebd.

90 *Schmied*, Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft, S. 5 und 201.

91 *Saunders/Baines*, Leben mit dem Sterben, S. vii.

92 Entsprechend verwies etwa der Chirurg Sherwin B. Nuland auf den großen Einfluss, den der Krebstod seiner Mutter und seines Bruders für seine persönliche und private Entwicklung sowie die Entstehung seines Buchs gehabt habe; *Nuland*, Wie wir sterben, S. 20.

93 Treffend lautete der Untertitel eines Ratgebers zur Sterbebegleitung denn auch: »Praktische Erfahrungen und wissenschaftliche Reflexion«; vgl. *Becker/Eid*, Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden.

94 Insofern ist Christian Schütte zu widersprechen, der – ausgehend von einem kleinen Quellenkorpus von nur fünf Publikationen für den langen Zeitraum von 1982 bis 2007 – »Wissenschaftsskepsis« pauschal als eine zentrale kommunikative Strategie von Trauererfahrern ausmacht. Vgl. *Schütte*, Kommunikative Strategien in Ratgeberbüchern zum Thema »Trauer«, S. 143–145.

95 Vgl. hierzu *Speich Chassé/Gugerli*, Wissensgeschichte, S. 91.

96 *Raymond A. Moody*, Life after Life, Covington 1975.

97 *Ders.*, Leben nach dem Tod. Die Erforschung einer unerklärlichen Erfahrung, Reinbek 1977.

Sterben – Erlebnisse im Grenzbereich des Todes« das Phänomen des Nahtodes zum Aufhänger für eine ganze Ausgabe – wurde dabei befeuert durch die behauptete wissenschaftliche Belastbarkeit der als solche präsentierten Fakten.⁹⁸ Im Verlauf der nächsten zwei Dekaden waren es dann auch die Veröffentlichungen von Parapsychologen mit wissenschaftlichem Hintergrund, die auf dem Buchmarkt reüssierten – und dabei den Lesern immer wieder verkündeten, was sie »aus Nahtod-Erfahrungen für das Leben« gewinnen könnten.⁹⁹ Wenn etwa Werner Schiebeler in seinem Buch »Der Tod, die Brücke zu neuem Leben« vermeintlich stichfeste »Beweise« für ein Leben nach dem Tod lieferte, so sollte der Untertitel »Der Bericht eines Physikers« mit der Berufsbezeichnung naturwissenschaftliche Kompetenz und Expertise suggerieren.¹⁰⁰

Die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod stellte fraglos eine wichtige Schnittstelle dieser spezifischen Form der Todesratgeber zu klassisch religiösen Deutungsmustern und Sinnstiftungsstrategien dar. Entsprechend verwundert es nicht, dass einige der zentralen deutschsprachigen Veröffentlichungen zu diesem Thema aus der Feder von Geistlichen stammten, die sich darin um einen direkten oder indirekten Anschluss ihrer Glaubenslehre an die neueren gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Debatten zu Sterben und Trauern bemühten. Für den innerhalb der katholischen Kirche umstrittenen brasilianischen Befreiungstheologen Leonardo Boff etwa stellte der Tod »den Ort der wahren Geburt des Menschen« dar.¹⁰¹ Auch der lutherische Pastor Johann Christoph Hampe widmete sich in seinem 1975 publizierten Buch »Sterben ist doch ganz anders. Erfahrungen mit dem eigenen Tod«, das sich im Laufe der 1980er-Jahre zu einem Bestseller mit zweifacher Auflagenzahl entwickelte, dem Phänomen des Nahtodes. Zwar sollte, wie Hampe seine empirischen Ausführungen einleitend legitimierte, Wissen den Glauben niemals ersetzen, doch könne »geprüfte Erfahrung unsere Urteile verändern«.¹⁰² Im Anschluss an die Darstellung diverser Nahtod-Erfahrungen riet Hampe den Lesern denn auch, sich auf die neuen wissenschaftlichen Belege für ein Leben nach dem Tod einzulassen. Die »Kunst zu sterben« bestand für Hampe – der in diesem Kontext nicht umsonst entsprechende Bibelstellen zitierte – mithin darin, keine Angst vor dem Tod zu haben, sondern diesen als einen Gewinn zu sehen: »Und darum, weil wir sterben dürfen und nicht sterben müssen, darum, weil Sterben ganz anders ist, als wir immer dachten, habe ich Hoffnung und Vertrauen für dieses mein Leben.«¹⁰³

Die Frage nach einem Leben nach dem Tod trieb auch renommierte Wissenschaftler wie Elisabeth Kübler-Ross seit den 1970er-Jahren zunehmend um – in zahlreichen Reden äußerte sie sich, oft zum Unmut ihrer thanatologischen Kollegen, ausführlich und grundsätzlich bejahend zu diesem Thema. Der auf esoterische Themen spezialisierte Silber-schnur-Verlag sammelte eine Reihe dieser Vorträge sowie den Text einer von Kübler-Ross

98 Vgl. Der SPIEGEL, 20.6.1977.

99 Vgl. *Kenneth Ring*, Im Angesicht des Lichts. Was wir aus Nah-Tod-Erfahrungen für das Leben gewinnen, Kreuzlingen 1999.

100 *Werner Schiebeler*, Der Tod, die Brücke zu neuem Leben. Beweise für ein persönliches Fortleben nach dem Tod. Der Bericht eines Physikers, Neuwied 1991. Im gleichen Stile kündigte der Ariston-Verlag auf dem Buchrücken einer einschlägigen Veröffentlichung an, dass der Verfasser, Milan Rýzl, nicht nur einer der »Pionierforscher der Parapsychologie«, sondern zugleich »von Hause aus Physiker und Chemiker« sei und als solcher »[w]issenschaftlich erhärtete Fakten« präsentiere, die ein Weiterleben nach dem Tod beweisen und somit »echte Lebens- und Sterbehilfe« leisten würden. Vgl. *Milan Rýzl*, Der Tod ist nicht das Ende. Von der Unsterblichkeit geistiger Energie, Kreuzlingen/München 1995 (zuerst 1981).

101 *Leonardo Boff*, Was kommt nachher? Das Leben nach dem Tode, Salzburg 1982, S. 31.

102 *Johann Christoph Hampe*, Sterben ist doch ganz anders. Erfahrungen mit dem eigenen Tod, Stuttgart 1975, S. 10.

103 Vgl. ebd., S. 160–163, Zitat: S. 163.

besprochenen Lehrkassette und gab sie 1984 unter dem Titel »Über den Tod und das Leben danach« heraus.¹⁰⁴ Die Veröffentlichung entwickelte sich rasch zu einem Publikumerfolg, erschien bis 2013 in nicht weniger als 41 Auflagen und wurde laut Verlagsangaben über eine Million Mal verkauft.¹⁰⁵ Bereits im Klappentext stellte der Verlag klar, dass es das Zusammenspiel von wissenschaftlicher Expertise und subjektiven Erfahrungen sei, das den in dem Buch präsentierten Erkenntnissen ein besonderes Gewicht verleihe: So müsse sich der »Aufgeklärte«, der bisher »mangels Beweise« ein Leben nach dem Tod leugnete« von der Autorin »vom wissenschaftlichen Standpunkt aus [...] eines besseren »belehren« lassen«, wobei Kübler-Ross »darüber hinaus ganz persönliche Erlebnisse erfahren [durfte], die das, was sie erforschte, vollauf bestätigen«.¹⁰⁶ Auch Kübler-Ross selbst changierte in ihren Ausführungen zwischen einer ablehnenden Haltung gegenüber der verwissenschaftlichten, rationalisierten Gesellschaft, die sie brandmarken würde, wenn sie ihr Wissen über das Leben nach dem Tod öffentlich verkünde, und einer offenbar für notwendig erachteten Betonung der wissenschaftlichen Fundiertheit ihrer eigenen Forschungen, wenn sie etwa herausstellte, dass das Experiment, im Zuge dessen sie ihre persönliche Nahtod-Erfahrung gemacht habe, von »skeptischen Wissenschaftlern überwacht« worden sei.¹⁰⁷ Der anleitende Charakter des Buchs kam mehr oder weniger implizit in der als Aufforderung formulierten Erkenntnis zum Vorschein, dass, wie es von Verlagsseite im Vorwort formuliert wurde, »wir uns eigentlich vor dem Tode gar nicht zu fürchten haben, denn der Tod ist nicht das Ende, vielmehr ist er »ein strahlender Beginn«.¹⁰⁸ Denn die Einsicht in ein Leben nach dem Tod befreie nicht nur vor jeder unnötigen Angst vor dem Sterben, sondern ermögliche auch eine neue Perspektive auf das Leben – in den Worten von Kübler-Ross: »Sie müssen das wissen, aber Sie müssen keine Angst haben. Nur wenn Sie sich ganz und gar für Höheres öffnen und keinerlei Angst haben, werden Ihnen höhere Einsichten und Offenbarungen mitgeteilt werden.«¹⁰⁹

V. SIEGESZUG DER SÄKULARISIERUNG? RELIGION UND GESELLSCHAFTSKRITIK IN DEN TODESRATGEBERN

Mit den zuletzt angesprochenen transzendenten Fragen bezüglich eines Lebens nach dem Tod gerät das Verhältnis der Ratgeber zur Religion in den Blick. Dabei ist festzustellen, dass obschon oder gerade weil Wissenschaftlichkeit, wie dargestellt, ein wichtiges Grundmerkmal des öffentlichen Wissens zum Tod seit den 1970er-Jahren war, kirchlich-christliche Autoren und Verlage eine wichtige Rolle bei dessen Popularisierung spielten. Denn auch wenn sich das Themenfeld »Tod« in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für vielfältige gesellschaftliche und wissenschaftliche Zugriffe geöffnet und die Kirche fraglos die alleinige Autorität über Sterben und Trauern verloren hatte, ist die Genese von öffentlichem Wissen über den Tod in jener Epoche keinesfalls eine Geschichte der Säkularisierung.¹¹⁰ Vielmehr nahmen die christlichen Kirchen in der Diskussion über die Grund-

104 *Elisabeth Kübler-Ross*, *Über den Tod und das Leben danach*, Güllesheim 1985 (zuerst 1984).

105 Vgl. die Angaben auf der Verlagshomepage: URL: <http://www.silberschnur.de/ueber_uns.html> [10.8.2016].

106 *Kübler-Ross*, *Über den Tod und das Leben danach*, Klappentext.

107 Ebd., S. 83, vgl. insb. S. 83–89.

108 Ebd., S. 5.

109 Ebd., S. 44.

110 Zur Debatte um die historische Tragfähigkeit des Begriffs der Säkularisierung vgl. die kritischen Einschätzungen von *Detlef Pollack*, *Säkularisierung – ein moderner Mythos? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland*, Tübingen 2012, und *Charles Taylor*, *Ein säkulares Zeitalter*, Berlin 2012.

probleme des menschlichen Lebensendes auch in diesem Zeitraum eine sehr aktive Haltung ein. So bestanden etwa enge Kontakte zwischen kirchlichen Funktionsträgern und den Protagonisten der frühen Hospizbewegung, die für Großbritannien und die Bundesrepublik Deutschland gut dokumentiert sind. Nicht zufällig erhielt Cicely Saunders 1981 den renommierten »Templeton Prize for Progress in Religion«. ¹¹¹ Tatsächlich begriffen kirchliche Akteure die neue Debatte um den Tod und die Probleme des Sterbens in der Moderne spätestens seit den 1970er-Jahren zunehmend als eine Möglichkeit, in Zeiten des religiösen Wandels mittels einer Betonung der Bedeutung transzendenter Selbstversicherung am Lebensende erneut Einfluss auf zentrale gesellschaftliche Problemfelder zu bekommen.

Das entscheidende Einfallstor für religiös konnotiertes Wissen zum Sterben bildete dabei die der Ratgeberliteratur fast durchweg inhärente gesellschafts- und medizinkritische Stoßrichtung. So ist bei allen dargelegten inhaltlichen Unterschieden der untersuchten Ratgeber zumindest eine zentrale Gemeinsamkeit festzuhalten. Der Ausgangspunkt der meisten zwischen Ende der 1970er- und Anfang der 1990er-Jahre veröffentlichten Schriften war, wie in einigen der schon zitierten Beispiele bereits deutlich wurde, die postulierte Tabuisierung des Sterbens in westlichen Gesellschaften und die damit einhergehende Abschaffung der Trauer im öffentlichen Leben, infolge derer ein »sozialer Tod« vieler Sterbender zu diagnostizieren sei. ¹¹² So stellte etwa Jorgos Canacakis in einem seiner Trauerberater die plakative Frage: »Wann und wie haben wir das Trauern verlernt?« ¹¹³ Selbst der einleitend zitierte Dienstleistungstest der Stiftung Warentest begann mit der simplen Feststellung: »Der Gedanke an den Tod wird in unserer Gesellschaft gern verdrängt.« ¹¹⁴

Als Ursachen hierfür wurden ganz im Sinne des weberschen Diktums von der »Entzauberung der Welt« insbesondere Säkularisierungstendenzen und die Rationalisierung durch die moderne Medizin ausgemacht, welche für eine »Entselbstverständlichung des Todes« (Brüggen) verantwortlich seien. ¹¹⁵ Entsprechend erhielt ein bereits zitierter Hospizratgeber von Cicely Saunders im Deutschen den suggestiven Untertitel »Wie wir sinnlose Apparatemedizin und einsames Sterben vermeiden können«. ¹¹⁶ Etliche Veröffentlichungen beklagten darauf aufbauend das fehlgeleitete moderne Trauerverhalten und forderten einen offeneren Umgang mit dem Tod. ¹¹⁷ So betonte etwa Kübler-Ross, dass man den Tod nicht von den Menschen fernhalten dürfe, da ansonsten psychologisch nachteilige Folgen zu erwarten seien:

»Es ist um kein Haar besser, ein kleines Kind über den Verlust eines Bruders mit der Behauptung zu »trösten«, der liebe Gott, habe die kleinen Jungen so lieb, daß er Johnny zu sich geholt habe. Noch die erwachsene Frau, die man als kleines Mädchen damit abgespeist hatte, konnte den Groll gegen Gott nicht verwenden, und als sie selbst ihren kleinen Sohn verlor, reagierte sie mit einer krankhaften Depression.« ¹¹⁸

111 Ausführlich zum historischen Zusammenhang von Kirche und Hospizbewegung: *Seitz/Seitz*, Die moderne Hospizbewegung in Deutschland auf dem Weg ins öffentliche Bewusstsein, vgl. für die Zeit nach 1970 insb. S. 145–170. Zu Saunders vgl. *Cicely Saunders*, Brücke in eine andere Welt. Was hinter der Hospiz-Idee steht, hrsg. v. *Christoph Hörl*, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 1999, S. 142–154.

112 Vgl. etwa *Sporken*, Was Sterbende brauchen, S. 5.

113 *Canacakis*, Ich sehe deine Tränen, S. 79.

114 *Pietät und Profit*, S. 19.

115 *Brüggen*, Letzte Ratschläge (2008), S. 44.

116 *Saunders*, Hospiz und Begleitung im Schmerz.

117 Vgl. etwa *Colin Murray Parkes*, Vereinsamung. Die Lebenskrise bei Partnerverlust, Reinbek 1974, insb. S. 11f.

118 *Kübler-Ross*, Interviews mit Sterbenden, S. 12.

Vor diesem Hintergrund kann die hohe Anzahl geistlicher Autoren, die sich im Untersuchungszeitraum zu Fragen des Todes positionierten, und vor allem die intensive Publikationstätigkeit katholischer Verlage wie des Matthias-Grünewald-, Patmos-, Kreuz- oder Herder-Verlags sowie des auf evangelisch-theologische Themen spezialisierten Gütersloher Verlagshauses Gerd Mohn, die unzählige Sachbücher, Ratgeber und Romane zu den Problemen rund um das menschliche Lebensende veröffentlichten, nicht überraschen.¹¹⁹ Viele Schriften widmeten sich, wie oben dargestellt, spirituellen Themen und mühten sich häufig im Stile Hampes um eine rational-wissenschaftliche Darstellung religiös konnotierter Sinnstiftungsmerkmale des Sterbens und Trauerns.¹²⁰ Die Bedeutung der Religion für alle Aspekte des Todes wurde dabei nicht nur von geistlichen Autoren herausgestellt. Entsprechend eindeutig beantwortete etwa Paul Becker, Chefarzt an einer Limburger Klinik und ein Schüler von Kübler-Ross, in einem vom Kreuz-Verlag in Auftrag gegebenen Begleitbeitrag zur deutschen Ausgabe einer Veröffentlichung der amerikanischen Sterbeforscherin die Frage, ob die Arbeit mit Sterbenden einer religiösen Grundlage bedürfe: »Ich kann dazu nur sagen, wenn ich nicht von zu Hause aus schon eine religiöse Grundhaltung erfahren hätte, dann wären es spätestens die Sterbenden gewesen, die mir zu einer solchen verholfen hätten.«¹²¹ Darauf aufbauend rückten gerade Fragen einer christlichen Sterbebegleitung in den Fokus vieler Ratgeber – die sich damit an der Schnittstelle zwischen einer klassisch religiösen Sterbeberatung und der populärer werdenden modernen Hospizbewegung bewegten. Nicht zufällig verfasste etwa, wie bereits erwähnt, mit Reinhold Iblacker ein Geistlicher das Vorwort zu einer Hospizschrift – um darin ausdrücklich dem Herder-Verlag für die Publikation des Buchs zu danken – und auch andere Theologen wie Heinrich Pera, Eberhard Schockenhoff, Werner Schweidtmann oder Heinrich Pompey traten wiederholt mit Veröffentlichungen zu diesem Thema hervor.¹²²

Dabei darf nicht übersehen werden, dass eine christlich-religiöse Sterbeberatung eine lange Tradition hatte. In diesem Zusammenhang sind Parallelen der neuen populären Wissensvermittlung zur Literaturgattung der *Ars moriendi* festzustellen, jenen im Spätmittelalter populären christlichen Erbauungsschriften, mithilfe derer die katholische Kirche die Gläubigen auf einen »guten Tod« vorbereiten wollte.¹²³ Diesbezüglich ist Susanne Brüggem zu widersprechen, wenn sie die zeitgenössischen Todesratgeber in einen rigiden Gegensatz zur klassischen *Ars moriendi*-Literatur stellt, da diese als Bestandteil der christli-

119 Nur einige Beispiele: *Helmut Aichelin/Dietrich Feist/Reinhard Herzog* u. a., *Tod und Sterben. Deutungsversuche*, Gütersloh 1978; *Bartholomäus*, *Ich möchte an der Hand eines Menschen sterben*; *Becker/Eid*, *Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden*; *Hampe*, *Sterben ist doch ganz anders*; *Lamerton*, *Sterbenden Freund sein*; *Siegfried Raguse* (Hrsg.), *Was erwartet uns nach dem Tod? 24 Darstellungen von Religionen und Konfessionen*, Gütersloh 1983; *Hans Jürgen Schultz* (Hrsg.), *Letzte Tage. Sterbegeschichten aus zwei Jahrtausenden*, Stuttgart 1983, oder die ebenfalls im Kreuz-Verlag erschienenen Veröffentlichungen von Canacakis und Kübler-Ross.

120 Vgl. diesbezüglich auch die autobiografischen Aufzeichnungen des bekannten niederländischen Pastoraltheologen und Psychologen Henri Nouwen über den Tod seiner Mutter: *Henri J.M. Nouwen*, *Sterben, um zu leben – Abschied von meiner Mutter*, Freiburg im Breisgau 1984.

121 *Kübler-Ross*, *Leben bis wir Abschied nehmen*, S. 171. Zur Biografie Beckers vgl. die Angaben in ebd., S. 157.

122 *Saunders*, *Hospiz und Begleitung im Schmerz*, S. 10. Vgl. zu den anderen Autoren: *Pera*, *Sterbende verstehen*; *ders./Bernd Weinert*, *Mit Leidenden unterwegs. Wo wir einander begegnen, sind wir Lebende*, Leipzig 1991; *Eberhard Schockenhoff*, *Sterbehilfe und Menschenwürde. Begleitung zu einem »eigenen Tod«*, Regensburg 1991; *Schweidtmann*, *Sterbebegleitung*, und *Heinrich Pompey*, *Sterbende nicht alleine lassen. Erfahrungen christlicher Sterbebegleitung*, Mainz 1996.

123 Zur Literaturgattung der *Ars Moriendi* und ihrer Geschichte vgl. *Arthur E. Imhof*, *Ars moriendi. Die Kunst des Sterbens einst und heute*, Wien 1991.

chen Seelsorge und eingebettet in einen kirchlich dominierten Buchmarkt letztlich in eine »höchst asymmetrische Beziehung eingespannt« gewesen sei.¹²⁴ Fraglos waren die medialen Verbreitungsdynamiken vollkommen anders und auch die Autorenschaften und Rezipientenkreise unterschiedlich konturiert, mithin die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen grundverschieden; jedoch erfolgte, wie Nicolai Hannig und Benjamin Ziemann in umfassenden Studien nachgewiesen haben, nach 1945 eine weitgehende Anpassung kirchlicher Akteure an neue (sozial-)wissenschaftliche Konzepte, mediale Dynamiken und gesellschaftliche Wirklichkeiten.¹²⁵ In eben jenen Kontext fallen auch die dargelegten neuartigen, freilich im Vergleich zur traditionellen *Ars moriendi* deutlich weniger verbindlich formulierten und stärker wissenschaftlich untermalten Bemühungen¹²⁶, alltagsrelevantes Wissen zum Tod als Facette religiöser Transzendenz auf einem massenmedialen Weg einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

Es war folglich kein Zufall, wenn die gewandelten Problemlagen am menschlichen Lebensende leidenschaftliche Diskussionen um die Notwendigkeit einer neuen *Ars moriendi* hervorriefen.¹²⁷ Als eine Art Forderung formulierte dies eine 1989 im EOS Verlag der benediktinischen Erzabtei Sankt Ottilien veröffentlichte theologische Dissertation über die christliche *Ars-moriendi*-Literatur des 15. Jahrhunderts von Peter Neher, einem ehemaligen Krankenhauseelsorger und seit 2003 Präsident des Deutschen Caritasverbandes. Die Studie wolle laut ihres Verfassers prüfen, in welchem Umfang deren Inhalte und Praktiken auf die gegenwärtige Problematik der Sterbebegleitung übertragen werden können und so einen Beitrag zu einer neuen handlungsrelevanten Theologie leisten.¹²⁸ Insofern können die in einen christlichen Entstehungskontext eingebetteten Ratgeber, anders als von Brügggen konstatiert, durchaus als Versuch einer Wiederbelebung der *Ars-moriendi*-Literatur interpretiert werden – freilich angepasst an die gewandelten Bedingungen des Sterbens sowie die neuen medialen Funktionslogiken und gesellschaftlichen Kontexte. Die rege Publikationstätigkeit christlich geprägter Verlage und Autoren diene mithin dazu, neue Wege einer religiös konnotierten Beratung in allen Fragen des Todes, Sterbens und Trauerns zu beschreiten.

VI. FAZIT: STERBEN FÜR DUMMIES?

Abschließend sollen theseartig einige Beobachtungen artikuliert werden, die die Genese von populärem Wissen über Sterben und Trauern seit den 1970er-Jahren in einen breiteren zeithistorischen Kontext stellen. Dabei soll aufgezeigt werden, wie die vorgestellte

124 Vgl. Brügggen, *Letzte Ratschläge* (2005), S. 77 und (Zitat) S. 117, sowie Brügggen, *Letzte Ratschläge* (2008), S. 56–58.

125 Nicolai Hannig, *Die Religion der Öffentlichkeit. Kirche, Religion und Medien in der Bundesrepublik 1945–1980*, Göttingen 2010; Benjamin Ziemann, *Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975*, Göttingen 2007.

126 Zur neuen Bedeutung wissenschaftlicher Deutungsmuster für religiöses Wissen seit den 1960er-Jahren vgl. Pascal Eitler, *Wissenschaftliche Ressourcen religiösen Wissens. Informationshoheiten und Politisierungsfelder in der Bundesrepublik Deutschland 1965–1990*, in: AfS 51, 2011, S. 291–310.

127 Vgl. hierzu unter anderem Klaus Arntz (Hrsg.), *Ars moriendi. Sterben als geistliche Aufgabe*, Regensburg 2008; Anne Hunsaker Hawkins, *Reconstructing Illness. Studies in Pathography*, West Lafayette 1999, insb. S. 92, und Arthur E. Imhof, *Brauchen wir eine neue ars moriendi? Einige Gedankenanstöße für die Diskussion*, in: Michael Fuchs (Red.), *Sterben und Sterbebegleitung. Ein interdisziplinäres Gespräch*, hrsg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Stuttgart/Berlin etc. 1996, S. 22–35.

128 Peter Neher, *Ars moriendi – Sterbebeistand durch Laien. Eine historisch-pastoraltheologische Analyse*, Sankt Ottilien 1989, S. 1f.

spezifische Form der Ratgeberliteratur für eine Sozial- und Kulturgeschichte des Todes im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts analytisch fruchtbar gemacht werden kann.

Die offenkundige Konjunktur des Genres deutet erstens auf Prozesse einer rasanten öffentlichen Popularisierung und Medialisierung des Todes hin. In diesem Zusammenhang darf nicht übersehen werden, dass Problemdiagnose und Problemlösung in den untersuchten Texten letztlich immer kommunikativ erzeugt und konstruiert werden.¹²⁹ Mitunter, etwa im Bereich der professionellen und freiwilligen Sterbebegleitung, leisteten derartige Konstruktionspraktiken einer transnationalen Wissenszirkulation Vorschub, deren Bedeutung für die Entwicklung der Hospizidee zu einer Neuen sozialen Bewegung in der ganzen westlichen Welt im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts nicht zu übersehen ist. Die Blüte öffentlichen Wissens zu allen Fragen des Lebensendes und die neue Sichtbarkeit des Todes standen demnach zum einen im Zusammenhang mit als solchen propagierten gesellschaftlichen Missständen. Infolge der Kostenexplosion im Gesundheitssystem, aber auch des Wandels der Familienstrukturen erschien das Sterben zunehmend als ein soziales Problemfeld, welches neue Formen des Beratens notwendig machte. Zum anderen können die Todesratgeber als Teil des »Psychobooms« jener Jahrzehnte gedeutet werden, im Zuge dessen in der westdeutschen Gesellschaft ein erhöhter Beratungsbedarf, aber auch ein stark gestiegenes Beratungsangebot zur »Lebenshilfe« zu diagnostizieren ist, die eben auch »Sterbehilfe« sein konnte.¹³⁰

Standen hinter den Versuchen einer Popularisierung von Wissen zum Tod somit keinesfalls immer rein kommerzielle Interessen, so waren die Sterbe- und Trauerratgeber häufig sehr erfolgreich beim Publikum, sodass nicht zuletzt die Schriften von Kast, Hampe oder Kübler-Ross zu Bestsellern mit teilweise sechs- und siebenstelligen Auflagenzahlen wurden. Das Aufkommen eines Markts für derartige Literatur verweist insofern außerdem auf eine Ökonomisierung des Themenfelds »Tod«, was von vielen der Ratgeber, die sich – wie der einleitend zitierte Testbericht der Stiftung Warentest oder die vorgestellte Broschüre »Was tun, wenn jemand stirbt?« – erstaunlich oft mit materiellen Fragen beschäftigten, inhaltlich noch unterstrichen wird. Zugleich kann der Boom von öffentlichem Wissen zu diesem Gegenstand auch als Ausdruck einer Veralltäglichung des Todes im doppelten Sinne interpretiert werden: einerseits durch die in den Ratgebern erhobene Forderung, Sterben und Trauern wieder als integrale Bestandteile des alltäglichen Lebens zu akzeptieren, andererseits durch die bis in banalste Details hineinreichende Beratung selbst.

Zweitens lassen sich die in den Broschüren und Büchern seit den 1970er-Jahren mittels einer spezifischen Verbindung von Wissenschaftlichkeit und populärem Wissen betriebenen Versuche einer »Ent-Individualisierung« und Rationalisierung des Todes als Grundmuster einer »Verwissenschaftlichung des Sterbens« interpretieren.¹³¹ So stellen deren Autoren als »Experten des Todes« den Lesern Know-how bereit, wahlweise in Form von pragmatischem Erfahrungswissen oder in Form von öffentlichkeitswirksam aufbereitetem Fachwissen mit handlungsleitender Funktion. Angesichts der unterschiedlichen Urheber und Inhalte variierten zwar fast zwangsläufig Umfang und Form der Ratgeber, die

129 Vgl. *Brüggen*, *Letzte Ratschläge* (2008), S. 46.

130 Vgl. *Maik Tändler*, »Psychoboom«. Therapeutisierungsprozesse in Westdeutschland in den späten 1960er- und 1970er-Jahren, in: *Sabine Maasen/Jens Elberfeld/Pascal Eitler* u. a. (Hrsg.), *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebzigern*, Bielefeld 2011, S. 59–94.

131 Vgl. zum Begriff der »Verwissenschaftlichung« und seiner Bedeutung für die westdeutsche Zeitgeschichte *Lutz Raphael*, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: GG 22, 1996, S. 165–193, und *Margit Szöllösi-Janze*, Wissensgesellschaft in Deutschland: Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse, in: GG 30, 2004, S. 277–313.

mal eher wissenschaftlich, mal eher populär aufgemacht waren, jedoch standen Seriosität und wissenschaftliche Belastbarkeit der präsentierten Tipps und Hinweise dabei stets an vorderster Stelle. Öffentliches Wissen zum Tod wurde, selbst im Falle wissenschaftlich problematischer Themen wie der Frage nach einem Leben nach dem Tod, seit den 1970er-Jahren mithin grundsätzlich als empirisch gesichert und rational fundiert präsentiert.¹³²

Insofern begünstigten Verwissenschaftlichungstendenzen das Aufkommen der Ratgeberliteratur zum Tod, insbesondere die um eine stärkere öffentliche Präsenz bemühten Sozialwissenschaften, die sich zunehmend in grundsätzliche mediale und ökonomische Strukturen einbetteten. Tatsächlich war die im Kontext einer sozialstaatlichen Reformpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg betriebene Etablierung der Sozialforschung in der Bundesrepublik erst in den 1970er-Jahren abgeschlossen – und begann zugleich gesellschaftliche Rückwirkungen zu entfalten.¹³³ Nicht zufällig hatten etwa auch in medizinischen Kontexten soziale Fragen in den 1960er- und 1970er-Jahren an Bedeutung gewonnen, was eine – die Entstehung der Sterberatgeber zweifelsfrei begünstigende – Blütephase der Sozialmedizin zur Folge hatte, etwa in Form der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Sozialmedizin (1963) und der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie (1970).¹³⁴ Hinter dem Versuch, vermeintlich allgemeingültige Verhaltensanweisungen für den richtigen Umgang mit Sterben und Trauern aufzustellen, verbargen sich letztlich auch soziale Praktiken einer Subjektarbeit zum Zwecke der geistig-körperlichen, ethischen und moralischen Optimierung des Einzelnen am Lebensende.¹³⁵

Inhaltlich erfolgte über die Ratgeber drittens die Konstruktion eines »guten Todes«, der nicht nur den Sterbenden einen friedlichen und würdigen Abschied erlaubt, sondern zugleich auch die Angehörigen zeitlich, finanziell sowie psychisch wenig belastet und ihnen im Idealfall sogar noch eine wertvolle Lernerfahrung ermöglicht – ganz im Sinne der angesprochenen »Arbeit am Selbst«. Hinter den Ratgebern standen insofern auch ein Versuch der »Zähmung des Todes« in der Moderne sowie eine neuartige »Globalstrategie des Menschen gegen die Natur«.¹³⁶ Dienten in früheren Epochen ausschließlich traditionelle christliche Organe und religiöse Bewältigungsstrategien der Vorbereitung auf den »guten Tod«¹³⁷, so boten Ratgeber im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts ein den Sterbeprozess

132 Zu überlegen wäre, inwiefern die sich seit der letzten Jahrhundertwende extrem häufenden Darstellungen von Toten im Fernsehen, insbesondere im Rahmen von Forensikserien, letztlich eine folgerichtige, freilich wiederum genretypisch ausdifferenzierte Weiterentwicklung der Popularisierung von Wissen zum Tod sowie der beschriebenen Verwissenschaftlichungstendenzen sind. Vgl. hierzu weiterführend *Tina Weber*, Codierungen des Todes. Zur filmischen Darstellung von Toten in der amerikanischen Fernsehserie »Six Feet Under«, in: *Thomas Macho/Kristin Marek* (Hrsg.), *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, Paderborn/München 2007, S. 541–558.

133 *Raphael*, *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen*, S. 177.

134 Zur Geschichte der Sozialmedizin in Deutschland vgl. die einschlägigen Beiträge in *Udo Schagen/Sabine Schleiermacher* (Hrsg.), *100 Jahre Sozialhygiene, Sozialmedizin und Public Health in Deutschland*, Berlin 2005.

135 Vgl. hierzu *Wiebke Wiede*, Subjekt und Subjektivierung, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 10.12.2014, URL: <http://docupedia.de/zg/Subjekt_und_Subjektivierung?oldid=98129> [10.8.2016], und *Maren Möhring*, Die Regierung der Körper. »Gouvernementalität« und »Techniken des Selbst«, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3, 2006, H. 2, S. 284–290.

136 Zu den beiden Begriffen als bestimmende Merkmale von Todeseinstellungen in der christlichen Vormoderne vgl. *Ariès*, *Geschichte des Todes*, S. 13–42 und 774–777.

137 Vgl. *Norbert Fischer*, Zur Geschichte der Trauerkultur in der Neuzeit. Kulturhistorische Skizzen zur Individualisierung, Säkularisierung und Technisierung des Totengedenkens, in: *Markwart Herzog* (Hrsg.), *Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen*, Stuttgart 2001, S. 41–57, hier: S. 43.

strikt ritualisierendes und rationalisierendes Fachwissen für »Dummies«. Sie lieferten Expertise und zugleich neue Deutungsmuster des Todes in Zeiten, in denen sich die Bedeutung der klassischen Institutionen von Sterben und Trauern wie Kirche und Familie stark gewandelt hatte. Die intensive Publikationstätigkeit kirchlich-christlich geprägter Autoren und Verlage zeigt jedoch die Bemühungen dieser Akteure, auf die veränderten Rahmenbedingungen zu reagieren und religiös konnotierte Sinnstiftungen des Todes wieder gesellschaftlich und massenmedial anschlussfähig zu machen. Insgesamt erscheinen die Genese und der Siegeszug von öffentlichem Wissen zu Sterben und Trauern als der Versuch moderner Gesellschaften, den Tod und seine Folgen beherrschbar zu machen.

Denn wenn viertens der gemeinsame Ausgangspunkt der meisten Ratgeber eine kritische Diagnose der vermeintlichen Tabuisierung des Todes darstellt, so steckt dahinter mehr als nur populistische Rhetorik. Die Versuche, Wissen über Sterben und Trauern in die Öffentlichkeit zu tragen, sind als ein Reflex auf die wahrgenommene gesellschaftliche Verdrängung dieser Themen zu werten. Tatsächlich können die Ratgeber als Versuch interpretiert werden, eine durch die Veränderung der Sterbepraktiken und Trauerkulturen sowie der sich verschiebenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vermeintlich entstandene Lücke zu füllen – und zugleich ein Problembewusstsein für diese Zusammenhänge zu schaffen. Sie sind Ausdruck einer spezifischen Form der Sinnsuche und -stiftung rund um den Tod im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Vielleicht ist es ja gerade der von Arthur E. Imhof diagnostizierte Wandel von der »unsicheren zur sicheren Lebenszeit« nach 1945, der diese Ratgeber und ihre Expertise nötig macht.¹³⁸ Denn am Ende steht auch der moderne Mensch trotz medizinischer Fortschritte und höherer Lebenserwartung vor der großen Unbekannten »Tod«.

138 Arthur E. Imhof, *Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit. Fünf historisch-demographische Studien*, Darmstadt 1988.